



INA SPROTTE

*Dahinten
wird's
schon wieder
hell!*

Inselroman

BOYENS

nach dem Zubettgehen ihren Höhepunkt erreichte? Aber mal unter uns Gebetsschwestern: Die Frau, die keinerlei solche geschlechtsspezifischen Macken aufwies, sollte man mir erstmal zeigen.

Wenn ich ehrlich war, hatte ich mir aber schon lange eingestanden, welchen Kardinalfehler ich begangen hatte: Ich hatte meine Psyche einfach zu oft im Jogging-Anzug herumlaufen lassen! Klar - dass man sich auch nach der Schmetterlingsgefühl-Phase noch Mühe zu geben hatte, sich seinem Liebsten immer schön zurechtgemacht zu präsentieren, war allseits bekannt.

Aber dass die Gefahr an einer ganz anderen Stelle viel größer war, das hatte ich übersehen. Und so verbrachte ich ganze Abende damit, Jan in mein Gefühlsleben einzuweihen. Ich jammerte über die Unzulänglichkeiten meines Körpers zwischen großem Zeh und Haaransatz, diskutierte mit ihm meine kleinen und großen Unsicherheiten und leistete höchst ambitionierte Überzeugungsarbeit, wenn es darum ging, wie viel schöner, netter und erfolgreicher man doch sein konnte, als ich es war. Dass ich damit ein Anti-Danni-Plädoyer ums andere hielt, fiel mir zu spät auf. Dann nämlich, als „Susi Sonnenschein“ auftauchte und Jan mir plötzlich in allen Punkten der Anklage recht gab. Noch nie hatte ich so lange und viel geweint, nur, weil jemand meiner Meinung war.

Aber das war ein anderes Thema. Jetzt galt es erstmal, sich einer gewagten norddeutschen Kombination zu widmen. Bemüht freundlich lächelnd, setzte ich mich und ergab mich meinem Schicksal.

Ob ich mal fragen sollte, ob ich Curry-Ketchup dazu bekommen könnte? Lieber nicht, nachher wäre das ein Angriff aufs hiesige Kulturgut, und man würde mir ab sofort jeden Tag Birnen, Bohnen und Speck servieren. So wie die Mutti es damals angedroht hatte. Zögerlich stapelte ich die kulinarischen Kontrahenten auf eine Gabel, führt sie tapfer zum Mund und ... und musste feststellen, dass es gar nicht mal so schlecht war. Ehrlich gesagt war diese salzig-süße Kombination richtig gut!

Vielleicht würde mir diese neue Welt mit all ihren Eigenheiten ja doch besser schmecken als erwartet, und ich, die süße Danni, wäre das perfekte Pendant zu der herben, salzigen Nordsee.

Anfang April war es dann endgültig so weit: Der erste Tag meines neuen Lebens hatte begonnen, und ich hoffte, dass der bisherige Verlauf keinerlei Symbolcharakter besaß.

Die halbe Nacht hatte ich kein Auge zubekommen, viel zu wild waren die Gedanken in meinem Kopf umhergeschwirrt. Nach endlos erscheinenden Stunden und einem Auf und Ab von Wut über die Schlaflosigkeit und Erschöpfung durch dieselbige beschloss ich, einfach aufzustehen.

Meine Wohnung war komplett leer geräumt, mein gesamtes Hab und Gut befand sich bereits auf der Insel.

Ich würde in einem kleinen Appartement im Dach der „DünenZeit“ wohnen. Das hatte gleich zwei Vorteile: Zum einen wäre ich immer zur Stelle, wenn es im Hotel Probleme gab, und zum anderen umging ich damit die horrenden Mieten, die auf Sylt üblich waren.

Wie ich erfahren hatte, wurde dort nämlich jedes noch so kleine Kellerloch lieber an Feriengäste vermietet, was für den Besitzer der Immobilie ein Vielfaches der normalen Einkünfte bedeutete. Wo blieb denn da bitte die Nächstenliebe?

Wie dem auch sei: Viele Tassen Kaffee später fühlte ich mich schon wieder fast wie ein Mensch, bereit, den Weg zu meinem neuen Ich anzutreten. Ich belud meinen Kombi, ein Relikt aus der Zeit, in der der ich der Meinung war, einen solchen bald zwecks Familienzuwachs zu benötigen, mit meinen restlichen Utensilien und startete meine Fahrt quer durch Schleswig-Holstein.

Ich würde inklusive Autozug vier Stunden benötigen, und so stellte ich mich auf eine gemütliche Fahrt ein, wählte eine CD von den Ärzten (alt, aber gut) und schmetterte bei „Westerland“ semi-leidenschaftlich mit.

Obwohl ich mich auf das freute, was vor mir lag, wollte doch keine ernst zu nehmende Euphorie aufkommen, also begnügte ich mich damit, die vorbeiziehenden Landschaften zu genießen und mich wieder einmal zu fragen, was wohl in so einer gewöhnlichen Milchkuh vorgehen mochte, während sie stoisch und wiederkäuend ihr Dasein auf einer Weide fristete.

Den Abend zuvor hatte ich mit all meinen Lieben Abschied gefeiert.

Es war ein schönes Zusammensein gewesen. Meine Eltern verließen sich in alten Erinnerungen an unsere Urlaube auf Sylt im Speziellen und mein viel zu schnelles Erwachsenwerden im Allgemeinen.

Auch mein Bruderherz durfte an dem Melancholieschub unserer Erzeuger partizipieren, und so genossen wir die Tatsache, dass geteiltes Leid ja schließlich nur halbes Leid war.

Später gesellten sich dann meine liebsten Lübecker Mädels, Schnecke und Püppi (so nannte ich die beiden seit unserer ersten Begegnung auf der Hotelfachschule), hinzu.

Die Hoffnung, dass sich die Stimmung mit ihrer Ankunft in die gewohnte Sektlaune verwandeln würde, zerschlug sich allerdings mit dem ersten Blick in ihre Gesichter. Der Ausdruck in ihren Mienen erinnerte mich stark an den treudoofen und immer ein wenig traurigen Blick eines Golden Retrievers. Nur ihre trockenen Nasen verrieten, dass es sich doch um meine Freundinnen handeln musste. Klar, ich war ja auch traurig.

Also stimmte ich schlussendlich ein in den Blues, den meine Eltern bereits Stunden zuvor angestimmt hatten.

Wenn ich jetzt im Auto daran dachte, spürte ich einen riesigen Kloß im Hals. „Nein Danni, geweint wird nicht. Du freust dich jetzt gefälligst auf dein neues Leben als erfolgreiche Single-Frau“, versuchte ich mich selbst zu überzeugen. Und tatsächlich zeigte es Wirkung. Ich drehte die Musik voll auf und zwang mich dazu, die bösen Geister zu verscheuchen:

„Oh ich hab solche Sehnsucht, ich verliere den Verstand. Ich will wieder an die Nordsee, ohoho, ich will zurück nach Westerland ...“

So verging die Fahrt wie im Flug, und in Niebüll fädelte ich mich in die Blechkarawane des Sylt-Shuttles, dem Sylt mit dem Festland verbindenden Autozug, ein.

Ein Blick auf die Anzeigetafel verriet mir, dass die nächste Abfahrt erst in einer halben Stunde erfolgen würde, und so kurbelte ich das Fenster runter, lehnte mich zurück und blätterte ein wenig in dem Magazin, das mir ein freundlicher Mitarbeiter der Deutschen Bahn zusammen mit einer Flut an Werbeflyern in einem blauen Leinenbeutel überreicht hatte.

Darin erzählte ein schwarz-weiß bebildeter Bericht von dem Bau des Hindenburgdamms, Sylts Verbindung zur Welt. Demnach war die damals nach dem aktuellen Reichspräsidenten benannte Querung 1927 nach vier Jahren Bauzeit fertig gestellt worden.

Seitdem spaltete er die Insulaner in solche, die ihn und mit ihm den inflationären Tourismus feierten, und jene, die die Folgen der festen Verbindung verfluchten. Ich überlegte. Für welche Position hätte ich wohl damals Partei ergriffen?

Da sitzt man gerade glücklich und zufrieden auf seiner Insel, freut sich auf die Flut wartend und Köm trinkend über Gott und die Welt, und plötzlich kommt jemand auf die Idee, einen Damm zu bauen mit dem Ergebnis, dass meine Insel nicht mehr die ist, die sie vorher war. Ich glaub, da wär' ich auch erstmal ordentlich muksch (eins meiner plattdeutschen Lieblingswörter, das „beleidigt sein“ meint).

Aber mein Schaden sollte es nicht sein, schließlich hatte mir der Damm den Weg zu meinem eigenen Hotel geebnet. Und war es dem guten Hindenburg nicht zu vergönnen, dass wenigstens dieser seinen Namen tragenden, bahnbrechenden Konstruktion mit Respekt und Wohlwollen begegnet wurde?

Mit dieser schlüssigen Argumentation legte ich die Lektüre beiseite und beobachtete, wie das grüne Licht die Auffahrt freigab.

Witzig, mit welcher Ruhe noch jetzt manche mit einem Coffee to go in der Hand auf ihr Auto zuschlenderten. Ich könnte so was nicht.

Zum Beispiel bei Bahnreisen. Da saß ich bereits mit meiner Tasche auf dem Schoß im menschenleeren Wagen, während mich die Reinigungsfrauen noch bitten mussten, die Füße hochzunehmen. Und niemals würde ich es wie andere wagen, noch einmal vor die Tür zu gehen, um mir etwas zu trinken zu holen oder eine zu rauchen. Etwas in mir war wohl felsenfest davon überzeugt, dass der Schaffner nur auf diesen Moment wartete, die Bahn dann sofort ohne mich startete und ich mutterseelenallein zurückbleiben würde, während mein Gepäck der Welt entgegensteuerte.

Das mutete vielleicht ein wenig paranoid an, aber ich war mir sicher: Am Ende meines Lebens würde ich weniger Verbindungen verpasst haben, als so mancher andere.

Selbstzufrieden ob meiner guten Vorbereitung, startete ich also meinen Wagen und rollte langsam auf den Ordner zu, der gleich darüber entscheiden würde, ob meine Überfahrt mit unverbautem Meerblick auf dem oberen Deck (meines Erachtens die Business-Class des Sylt-Shuttles) oder mit beschränktem Meerblick auf dem unteren Deck (Touristenklasse) stattfinden würde.

Er winkte mich nach links. Juhu, ich hatte ein Upgrade! Also nichts wie rauf, bevor sich noch irgendein Yuppie in seinem A6 bis Q7 vordrängeln konnte.

Ich hoppelte über die Schwellen der Waggonverbindungen voran und stoppte meinen Wagen hinter einem bereits stehenden Touran. Auf dem Rücksitz entdeckte ich die für diesen Familienvan obligatorischen

Frechdachse, welche mir beherzt ihre Zunge entgegen streckten. Einer dieser völlig überflüssigen „ich-bin-ja-so-stolz,-dass-ich-diese-Monster-mein-eigen-nenne-Aufkleber“ klärte mich darüber auf, dass die nunmehr nasebohrenden und fratzziehenden Mini-Ausgaben von Dick und Doof auf die Namen Tobias und Felix hörten.

Na super, statt der Aussicht auf quasi endloses Wattenmeer hatte ich jetzt diesen hoffnungsvollen Nachwuchs der gesellschaftlichen Elite vor mir. Das kam davon, wenn immer alle so hoch hinaus wollten - auch wenn sich dieses nur in der Höhe ihres Familienmobils widerspiegelte.

„Wir wünschen Ihnen eine angenehme Überfahrt und einen schönen Aufenthalt auf Sylt. Allen Syltern sagen wir ‚Herzlich willkommen zu Hause‘“, schallte es melodisch, im Anschluss an die obligatorischen Sicherheitshinweise, aus den Lautsprechern neben meinem Wagen.

Nett fand ich das, richtig nett. Ich konnte ja nicht erwarten, dass das Zugpersonal speziell auf meine Situation eingehen würde à la: „Auch alle Neu-Insulaner begrüßen wir natürlich ganz herzlich, insbesondere die geschätzte Frau Fischer.“ Nein, nein, das wäre zu viel des Guten gewesen.

Es ruckelte einmal, und die Fahrt ging los. An mir zogen die grünen Wiesen und weißen Windräder Nordfrieslands vorbei, unterbrochen nur durch einige Bauernhöfe und ein mir neues Areal, auf welchem sich - gefühlt bis zum Horizont - Solarbatterien aneinander reihten.

Oder wollte man hier etwa mit Außerirdischen kommunizieren? Ich stellte mir vor, wie die grünen Männchen mit ihrem Raumschiff in der hiesigen Einöde landeten, sich ratlos umsahen und nach einigen erfolglosen Gesprächsversuchen mit einer stoisch kauenden Schwarz-Bunten resigniert wieder die Heimreise auf den Planeten Alpha-Beta-Gamma antreten würden.

Bevor ich aber den Plan zu Ende schmieden konnte, die Außerirdischen zu bitten, Jan als Zeichen intergalaktischer Beziehungen mit sich zu nehmen, breitete sich das Meer zu beiden Seiten des Damms vor mir aus.

Es war Ebbe, und Sonnenstrahlen tanzten gemeinsam mit verschiedensten Vogelarten über den welligen, matschigen Untergrund. Dank guter Sicht erkannte ich links in der Ferne die Insel Föhr und eine Fähre der Wyker Dampfschiffs-Reederei, welche gerade Kurs auf das Eiland nahm.

Ich war schon einmal dort gewesen, damals mit meinen Eltern bei einem unserer Sylt-Urlaube. Das Schiff, mit dem wir damals übersetzten, hieß Robbe. Das wusste ich noch so genau, weil ich damals verzweifelt Ausschau